

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Norddeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Brunwald in Bromberg

—> Hinein in den Tag! <—

Gott gab manche Freude
Und gab manchen Schmerz,
Und dazu das wackere,
Tapfere Herz.

Ein wackeres Herz — und
Nun komme, was mag;
Hinein in den tausenden,
Brausenden Tag!

—> Wiedererstanden. *) <—

Roman von M. E. Braddon. [Nachdruck verb.]

Eine aus drei Personen, dem Doktor Julius Rolling, dem Student Gottfried Trevor und dem Kapitän Dogobert Holm bestehende Gesellschaft ist in dem Felsengebirge Maskas vom Wege verschlagen. Einen Indianer hat man ausgesandt um Hilfe zu holen. Noch bevor er zurückkehrt erscheint ein Fremder bei den Reisenden, der um Herberge bittet, die ihm gewährt wird. Er sieht eine dem Doktor Rolling gehörige Geige und entlockt ihr mit großer Meisterhaft wunderbare Töne, worüber die Gesellschaft höchst verwundert ist. Der Indianer kehrt resultatlos zurück und der Fremde, der sich Matschi nennt, entbietet sich, noch einmal mit demselben einen Versuch zur Rettung zu unternehmen. Nach einer Zeit überrascht Rolling im Walde Matschi an einem Feuer, wie er sich von dem Fleische des getöteten Indianers nährt. Voll Abscheu verbietet er ihm, jemals wieder in ihre Nähe zu kommen und als kurz darauf Matschi nachts an das Fenster der Hütte kommt giebt Rolling Feuer, und sinkt dann selbst wie tot zusammen. Umherstreifende Kanadier finden endlich die Reisenden auf und unter unsäglichen Schwierigkeiten kehrt man nach Europa zurück. Jahre sind vergangen. Doktor Rolling, dessen Eltern aus Gram über ihre Tochter, die mit einem Musiker heimlich in die Welt gegangen, gestorben, wohnt als Arzt in der Schradackstraße in London. Hier hat er die Bekanntschaft eines Sonderlings Wilburg gemacht, der im Erlenhause mit seiner Enkelin Lucie und seinen Diener Wyndham ein abgeschlossenes Dasein führt. Rolling verliebt sich in Lucie, die seine Liebe erwidert, aber an die Verhehlung die Bedingung knüpft, daß sie über das Schicksal ihres Vaters, den der alte Wilburg vor 10 Jahren verstoßen, unterrichtet wird. Da wird Rolling zu seinem Freunde Trevor gerufen, der sich in die Sängerin Hanna Lyndon verliebt hat, damit er deren ärztlichen Beistand leihe. Er erkennt in der Sängerin seine Schwester, die von ihrem Manne verlassen ist und nun unter dem Namen Lyndon als Sängerin lebt. Sie liebt Trevor wohl wieder, doch kann sie nicht die Seine werden, da sie nicht weiß, ob ihr Mann, der sich Vandeleur nannte, noch lebt. Da sieht Trevor eines Tags das Bild des Mannes und erkennt

*) Für unsere neu eintretenden Leser bringen wir in dem ersten Abschnitt eine kurze Wiederholung der in den früheren Kapiteln bereits erzählten Vorgänge.



Die Neugierigen. Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger.
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

in ihm den Fremden, Matschi, der vor 10 Jahren ihm auf den Eisfeldern Kanadas begegnete. Er teilt dies Rolling mit, der schon vor einiger Zeit erkannt hat, daß der Fremde, den er damals erschossen, der Vater seiner Lucie und der Sohn des alten Wilburg sei. Schrecklich waren nun seine Selbstanklagen. Da wird er zu Wilburg gerufen, der ihm zu seinen Universalerben einsetzen will,

unter der Bedingung, daß sein Sohn, den er verstoßen, weil er den Vater bestohlen und sogar nach dem Leben getrachtet, nichts davon bekomme. Kolling verspricht dies und erzählt sein Erlebnis in der Wildnis. Doch der Alte glaubt nicht an den Tod des Elenden. Im Gegenteil, er giebt dem Gedanken Ausdruck, daß derselbe ganz in der Nähe weile. Kolling beruhigte ihn und gab Befehl, daß niemand in das Haus eingelassen und es immer verschlossen gehalten werde. In derselben Nacht wird er zu einem Kranken gerufen und sieht, wie heimlicher Weise ein Mann in das Erlenshaus eingelassen wird. Am nächsten Morgen macht er Frau Wyndham Vorwürfe, die diese mit Entrüstung zurückweist. Nun erscheint auch Lucie und er erzählt auch ihr, daß er eine Entdeckung gemacht habe.

(Fortsetzung.)

„Eine Entdeckung?!“ wiederholte Lucie mit entsetztem Blick. „Was für eine Entdeckung?“

„Daß diese Wyndhams, deren Treue durch fünfundzwanzig Jahre sich bewährte, die erste Gelegenheit benutzten, ihren Herrn zu betriegen! Heute nacht um ein Uhr wurde ein Mann heimlich ins Haus gelassen.“

„Welcher Einfall!“ rief Lucie mit gezwungenem Lachen. „Aber wenn das wirklich der Fall wäre, was natürlich unmöglich ist, wer könnte Dich davon benachrichtigt haben?“

„Ich selbst sah mit eigenen Augen den Mann von einer Barke auf die Gartenmauer klettern und das Licht in der Thür, durch die er eingelassen wurde, sowie ein zweites in einem der Fenster des oberen Stockwerks, offenbar ein Signal für den Eindringling.“

„Wie konntest Du das Alles sehen? Was hat Dich mitten in der Nacht nach diesem Hause zurückgeführt, Julius?“

„Der Zufall, oder, sagen wir lieber, die Vorsehung.“

„Ich bin mehr geneigt, an eine Sinnes Täuschung als an die Unredlichkeit der Wyndhams zu glauben.“

„Sprich nicht von einer Sinnes Täuschung, Lucie,“ erwiderte Doktor Kolling ärgerlich. „Du sagtest mir schon etwas Aehnliches, als ich klar und deutlich bemerkte, wie eine Thür dort oben geöffnet und schnell wieder geschlossen wurde. Jetzt weiß ich bestimmt, daß ich mich damals nicht irrte, und Jemand in dem Zimmer versteckt war. Ich werde heute nacht einen Schutzmann beauftragen, das Haus von innen und einen anderen, es von außen zu bewachen.“

Leise ächzend sank Lucie benüßlos zu Boden.

Doktor Kolling, zu Tode erschrocken, hob sie vom Boden auf, trug sie in einen Sessel am offenen Fenster und klingelte.

Frau Wyndham erschien.

„Was ist dem armen Kinde?“ rief sie entsetzt; „haben Sie etwa auch Ihre Braut beschuldigt, daß sie ihren Großvater bestiehlt? Sollte mich wahrhaftig nicht wundern!“

„Bringen Sie mir schnell kaltes Wasser und Cognak!“

Aus ihrer Ohnmacht erwachend, sah Lucie ihren Bräutigam mit angsterfüllten Blicken an. Seiner Anordnung, sich einige Stunden hinzulegen und auszuruhen, widersetzte sie sich auf das Entschiedenste.

„Wirft Du heute abend noch einmal zu uns kommen?“ fragte sie.

„Ja, der alte Herr wünscht etwas mit mir zu besprechen. Leb' wohl, Lucie!“

„O, barmherziger Gott,“ seufzte sie, nachdem die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, „hülfe mir, meine Last geduldig tragen.“

Doktor Kolling verfügte sich zu dem Kranken. Der Zustand des alten Herrn hatte sich wesentlich verschlimmert.

„Sie fiebern heute mehr als gestern,“ bemerkte der Arzt.

„Ich fühle mich im Ganzen weit schlechter,“ antwortete der alte Mann mürrisch.

„Gaben Sie die letzte Flasche Medizin ausgebraucht?“

„Nein, es sind noch einige Löffel voll darin.“

Doktor Kolling steckte das Arzneiglas in seine Tasche.

„Ich darf Sie doch heute abend bestimmt wieder erwarten, Doktor?“

„Natürlich.“

Aus dem Krankenzimmer tretend, stand Doktor Kolling vor Frau Wyndham, die fast demüthig zu ihm aufschah.

„Würden Sie meinem Manne wohl gestatten, einige Worte mit Ihnen zu sprechen, Herr Doktor?“ sagte sie. „Er hat etwas auf dem Herzen und würde beruhigter sein, wenn er Sie um Rat fragen dürfte.“

„Wo ist er?“

„In dem großen Zimmer.“

„Ich werde zu ihm gehen.“

Doktor Kolling suchte den alten Diener in dem saalartigen Raum auf, in dem der kostbarste Teil der Schätze Dankmar Wilburgs sich befand.

„Was wünschen Sie von mir, Wyndham?“ erkundigte sich der Arzt.

„Ich habe eine schreckliche Entdeckung gemacht, Herr Doktor. Man hat unseren kranken Herrn bestohlen.“

„Ich bin nicht überrascht, das zu hören,“ erwiderte Doktor Kolling in strengem Ton.

Er glaubte den Alten zu durchschauen, der pfiffig genug war, zuerst Lärm zu schlagen. Frau Wyndham hatte ihren Mann gewarnt, und er wollte jetzt den Unschuldigen spielen.

„Nicht überrascht?“ wiederholte der Alte.

„Nein, aber fangen Sie immerhin an, mir Ihre Geschichte zu erzählen. Ich weiß, daß Ihr Herr vergangene Nacht, vielleicht auch schon oft vorher, bestohlen worden ist, und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Maßregeln treffen werde, solche Vorkommnisse zu verhindern, auf die Gefahr hin, so alte Diener, wie Sie und Ihre Frau, aus dem Hause gewiesen zu sehen.“

„Es ist hart für einen ehrlichen Menschen, solchem Verdacht ausgesetzt zu sein,“ seufzte der Alte, sich die Stirn mit einem alten baumwollenen Taschentuch trocknend. „Es wird Ihnen leid thun, wenn Sie sich erst überzeugt haben, wie ungerecht Sie sind.“

„Wenn ich mich davon überzeugt haben werde, gewiß. Wie verhält es sich also mit dem Diebstahl?“

„Wir haben hier außer den vielen Kunststücken, die sich schwer fortzuschaffen lassen, auch eine Menge von goldenen und silbernen, reich mit Juwelen geschmückten Gegenständen.“

„Und das sind wahrscheinlich die Dinge, die gestohlen wurden?“

„Ja, Herr Doktor, bis auf das letzte Stück. Alles rein ausgeplündert. Aber wie der Dieb das Versteck auffinden konnte, ist mir ein Rätsel.“

„Der Dieb war genau unterrichtet, verlassen Sie sich darauf. Wo war das Versteck?“

Wyndham ging nach dem äußersten Ende des Saales, wo hinter einer spanischen Wand ein massiver Eichenschrank stand. Der alte Diener nahm einen kleinen Schlüssel aus seiner Tasche und schloß den Schrank auf. Es lag nichts darin als ein alter Damastvorhang.

„In diesem Stück Zeug war das Silber eingewickelt,“ sagte Wyndham, „und der Herr befahl mir, es in diesem Schrank zu verwahren.“

„Und in der Zeit, wo der Dieb hier arbeitete, war der Schrank verschlossen und der Schlüssel in Ihrer Tasche?“

„Der Schrank blieb niemals fünf Minuten unverschlossen, und den Schlüssel behielt ich immer bei mir.“

„Und Sie wollen mir einreden, ein Fremder habe in diesem unentwirrbaren Durcheinander von Gegenständen sofort das Versteck aufgefunden, den Schrank geöffnet, ohne das Schloß zu verderben, und sich mit der Beute entfernt, ohne von Ihnen bemerkt zu werden?“

„Das Alles scheint sonderbar, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Mehr, als sonderbar, es scheint — und ist — unglaublich.“

„Und doch ist es geschehen. Es fragt sich nur: Ist es ein Fremder gewesen?“

„Ja, und darauf giebt es nur eine Antwort.“

„Sie meinen, daß ich Ihnen etwas vorlüge und selbst der Dieb bin, der das Silber gestohlen hat?“ rief der alte Mann.

„Ja, das ist in der That meine Meinung.“

„Sie thun mir großes Unrecht, Herr Doktor. Ich habe meinem Herrn ein viertel Jahrhundert so treu gedient, daß ich über jedem Verdacht stehen sollte, und würde lieber Hungers sterben, als meine Tage durch eine unehrenhafte Handlung verlängern.“

Die ruhige Würde, mit welcher der alte Mann sprach, verfehlte nicht, auf Doktor Kolling Eindruck zu machen. Aber wenn die Wyndhams nicht schuldig waren, wer konnte dem Diebe das Haus geöffnet haben?

„Lieber Wyndham,“ sagte er, „ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß zwischen ein und zwei Uhr morgens ein Fremder durch die Hinterthür ins Haus gelassen wurde, Sie oder Ihre Frau müssen ihm geöffnet haben.“

„So wahr der Himmel über uns ist, ich habe mich nach zwölf Uhr abends nicht aus dem Bett gerührt.“

„Dann hat Ihre Frau ihn eingelassen.“

„Unmöglich, Herr Doktor.“

„Ich sage Ihnen, daß ich den Mann die Gartenmauer erklettern sah, und die Thür ihm geöffnet wurde!“ rief Doktor Kolling, und er schilderte ihm genau seine mitternächtliche Wacht.

„Ein Fremder ins Haus gelassen?“ wiederholte der Alte. „Aber von wem, von wem?“

„Würde ich das Licht nicht gesehen haben, als die Thür aufging, so hätte ich glauben können, der Fremde habe sie selbst geöffnet.“

„Das wäre ebenso unmöglich gewesen. Ich habe alle Thüren eigenhändig verschlossen und die Eisenstangen vorgelegt, und solche alte eisernen Stangen sind kein Spaß.“

„Angenommen, ein Fremder sei hier eingedrungen, wie konnte er den Schrank ohne Ihren Schlüssel öffnen?“

„Ein Fremder kann es unmöglich gethan haben. Es giebt nur einen Menschen, der diesen Schrank und jedes andere Schloß

im Hause leicht genug öffnen könnte, wenn er noch lebte, aber der ist längst tot."

"Wen meinen Sie?"

"Roland Wilburg, den Sohn meines Herrn."

Doktor Rolling zuckte zusammen.

"Dann müßte Roland Wilburg — einen Nachschlüssel gehabt haben."

"Ja, wie zu allen Behältern in Bondstreet, außer zu dem in die Wand eingemauerten eisernen Geldschrank. Den Schlüssel zu diesem konnte er nur dadurch erlangen, daß er seinen Vater heimtückisch mit Opium betäubte und ihm während dieses Zustandes den Schlüssel stahl. O, das war ein durchtriebener Gallunke, der den Vater in frechster Weise bestahl."

"Und auch zu diesem Schrank hatte er einen Nachschlüssel?"

"Ja, wie sie sehen, ist dieser Schlüssel ganz eigentümlich geformt. Eines Tages kramte er ungeduldig in seiner Westentasche und bei dieser Gelegenheit warf er den Schlüssel samt anderen Gegenständen auf mein Pult. Mit einem Blick wußte ich, was mit dem Schlüssel los war. Natürlich erzählte ich dem Herrn von meiner Entdeckung. Sprechen Sie zu Niemand von der Geschichte, hat er mich, aber verwahren Sie nie etwas Wertvolles in dem Schrank. Wenn mein einziger Sohn ein Dieb ist, wollen wir ihn wenigstens nicht in Versuchung führen."

"Wann haben Sie die Sachen zuletzt noch im Schrank gesehen?"

"Vor zehn Tagen ungefähr."

"Und Sie haben vorher nie etwas vermist?"

"Niemals, Gott allein weiß, wie der Schrank hat ausgeplündert werden können. Selbst wenn unser junger Herr noch lebte, was ich kaum glaube, hätte er nicht ins Haus kommen können, ohne daß ihn Jemand hereingelassen hat."

Doktor Rolling fing an zu glauben, der alte Diener sei trotz des gegen ihn zeugenden Scheins ein ehrlicher Mann, das aber machte das Geheimnis noch dunkler.

"Roland Wilburg ist tot," sagte er, "und wird seinem Vater nicht mehr beunruhigen." — "Woher wissen Sie das, Herr Doktor?"

"Lassen Sie sich daran genügen, daß ich es weiß, und kümmern Sie sich nicht um das Weitere. Wenn Sie an dem Diebstahl so unschuldig sind, wie sie behaupten, werden Sie natürlich auch eine gerichtliche Untersuchung nicht scheuen?" —

"Ganz und gar nicht, je eher die Wahrheit an den Tag kommt, desto besser für mich." —

"Ich werde sofort einen Detektiv zu Rate ziehen, mit dem ich schon zu thun gehabt habe, und werde

geeigneten Wächter hier im Hause unterbringen. Dem gnädigen Fräulein und Ihrer Frau sagen Sie kein Wort von dieser Unterredung."

"Unbesor, Herr Doktor, ich weiß zu schweigen. Wie ist es mit dem alten Herrn? Dürfen wir ihm erzählen, was vorgefallen ist?"

"Um keinen Preis. Wenn ich Ihnen unrecht gethan habe, Freund, müssen sie mir verzeihen. Sie werden zugeben, daß der Schein sehr gegen Sie ist."

"Tavohl, Herr Doktor," erwiderte er alte Mann kleinmütig. "Den Wächter schicke ich Ihnen, sobald es dunkel wird. Sie können ihn doch durch die Hinterthür einlassen, ohne daß meine

Braut etwas davon merkt?" — "Gewiß. Ich werde Ihnen das kleine Seitenthürchen zeigen, durch das der Wächter sich auf seinen Posten begeben soll."

19.

Doktor Rolling hatte den lebhaften Wunsch, die hinteren Räume des Erlenhauses zu durchforschen, in der unbestimmten Hoffnung, er werde etwas entdecken, was einiges Licht auf das ihn jetzt ausschließlich beschäftigende Geheimnis werfen könnte.

Wenn die Wyndhams wirklich unschuldig waren, was er nach dem Benehmen des alten Mannes zu glauben geneigt war, wer konnte der Schuldige sein? Außer dem nicht in betracht kommenden Kranken waren nur drei Personen auf dem Anwesen, die Wyndhams und Lucie. Eine von diesen drei Personen hatte die letzte Nacht die Thür geöffnet und ein Licht in das obere Fenster gestellt.

Lucie! Welcher wahnsinnige Einfall, sie mit dem Fremden und dem von ihm begangenen Diebstahl in Verbindung zu bringen. Aber der einmal aufgetauchte Gedanke war nicht so leicht zu verbannen.

Doktor Rolling begleitete Wyndham wie geistesabwesend nach den Hintergebäuden; sobald er aber die Untersuchung begonnen hatte, gewann er es wieder über sich, scharfen Blickes Umschau zu halten. Sie kamen in eine ehemalige Vorratskammer mit drei Thüren, von welchen eine in den Garten hinausführte, die zweite zu einer unbenutzten Kammer und die dritte ganz versteckt in einer Ecke lag. "Wo hin geht diese Thür?" fragte Doktor Rolling, nachdem er die beiden andern verschlossen und verriegelt hatte.

"Genau weiß ich es selbst nicht" erwiderte der Alte. "Es steckt eine Treppe dahinter, die nach einer Bodenkammer führt."

Der Arzt öffnete das kleine Thürchen und erblickte eine in die Mauer eingezwängte kleine Treppe, die wenig bequemer war als eine Leiter. Er stieg die knarrenden Stufen hinauf. Oben angelangt, befand er sich in einem so engen und so niedrigen Gang, daß seine Rockärmel die Wände streiften, und er die Decke über sich mit der Hand berühren konnte. Am Ende dieses Ganges hatte er wieder einige Stufen zu ersteigen, worauf er eine Wendeltreppe vor sich sah.

Sich einige Stufen emportastend, bemerkte er einen schwachen Lichtschimmer, der durch irgend eine Spalte von oben einzudringen schien. Je höher er kam, desto heller wurde der Lichtstrahl, der, wie er nun entdeckte, durch den schmalen Spalt einer hölzernen Wand niederleuchtete. Noch einige Stufen,

und er war in einem Kabinett. Er befühlte die Wand sich gegenüber und entdeckte Bolzen, welche eine Thür oder ein bewegliches Getäfel in der Wand zu befestigen schienen.

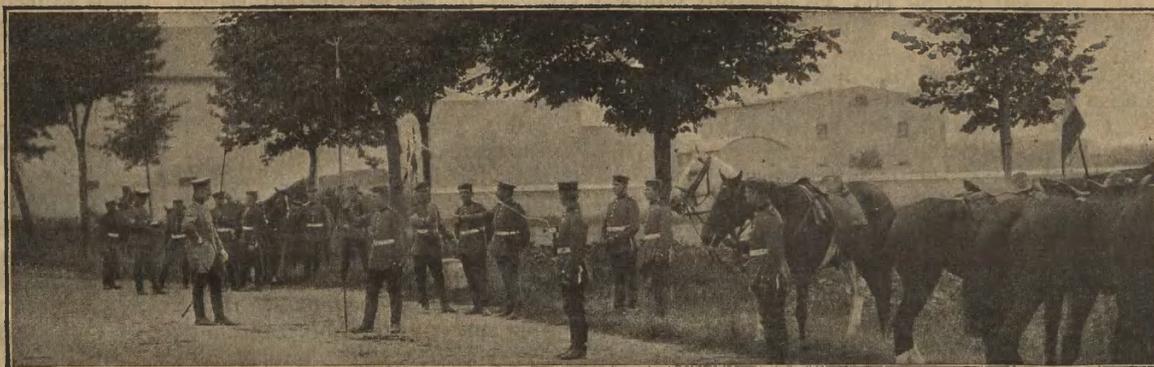
Ein Geräusch, das ihm sehr bekannt war, Dankmar Wilburgs scharfer Husten, erschreckte ihn. Diese Treppe hatte ihn in die unmittelbare Nähe des Krankenzimmers geführt.

Er hörte den alten Mann, der sich schwerfällig in seinem Bette umwendete, feußen, hörte das Rascheln einer Zeitung, deren Blätter eben umgeschlagen wurden, und überzeugte sich auf diese Weise von der Thatsache, daß dieses Stübchen mit dem Zimmer Dankmar Wilburgs in Verbindung stand.

(Fortsetzung folgt.)



Kavallerie-feldtelephonie: Empfang einer Meldung.



Kavallerie-feldtelephonie: Anbringen der Leitung.

Paul von Virály, ein heißblütiger Magyar, zählte zu den festesten jungen Husaren-Leutnants. Ein übermütig flotter Bursch, eine echte, sorglose Soldatennatur, schien er für seinen Beruf wie geschaffen. Der Oberst hielt viele Stücke auf ihn, die Kameraden hingen in treuer Freundschaft an ihm, manche geradezu in brüderlicher Liebe, — „unser Paul“ war auch ein einziger, prächtiger Junge.

Besonders gut lebte er mit mir, der ich bald nach ihm als ausgemusterter Kadett eines oberösterreichischen Dragoner-Regiments eingerückt war. Nicht lange währte es, und wir waren die zwei Unzertrennlichen der Eskadron; machten sich doch sogar oft die älteren Offiziere den Spaß, ihn meine Mutter zu nennen, und ich wurde von ihnen nach Paul nie anders gefragt, als mit der stereotypen Phrase: „Nun, Kamerad, was macht Mama? Gewiß irgendwo auf der Jagd nach Puzta-Mädelsn.“

In Wirklichkeit dachte aber weder Paul noch ich daran, irgend eine Soldatenliebe anzuknüpfen; wir waren in unserem ersten Berufe noch jung genug, ihn mit Leib und Seele, mit ganzem Feuereifer für alles hinzunehmen, das selbst die Regungen des leicht entzündbaren Herzens zurückdrängt, bis plötzlich in unserem kleinen Garnisonorte ein Circus auftauchte. Früher pflegten wir die Abende im Kasino zu verbringen, jetzt hieß die Losung: Circus Timbelli. Keiner wußte recht, warum; ich, der Jüngste, hatte es aber bald heraus, — das gesamte Offizierkorps war in die Schulreiterin vernarrt. Und Paul am allerheftigsten! Eines Abends nahm ich ihn auf die Seite, und versuchte mich darin, ihm Moral zu predigen, — Vorstellungen wegen dieser „Dummheit“ zu machen.

Er hörte mir ernst zu, wurde blaß bis in die Lippen und drehte ungeduldig an den Schnurrbartspitzen.

„Was willst Du,“ unterbrach er mich endlich. „Leonie ist ein Götterweib, und ich bin in sie kamibalisches verschossen!“

Plötzlich sprang er auf, daß die Sporen klirrten, stellte sich ferngradig vor mich hin, fuhr mit der Hand über die Stirn, und dunkelrot im Gesicht, stieß er in einzelnen Worten hervor: „Sag, was Du willst, — ich will sie heiraten!“ Ich wollte auflachen, aber der Ernst, mit dem er diese Worte gesprochen hatte, wirkte auf mich lähmend.

„Ja! ja!“ fuhr er sich überhastend fort, leise, — halb und halb von mir gewendet und den Kopf zur Seite geneigt, daß ich blos eine dunkle, scharfgezeichnete Silhouette seines Gesichtes sah, „ja, ja und so oft Du hören willst, ja! Ich weiß genau, was Du sagen willst, — sage nur garnichts, ich mag nichts hören. Es ist meine Bestimmung, was ist Schidung . . .!“ Er zog mit kurzen plötzlichen Ruck die Schultern empor, begann im Zimmer auf- und abzugehen, blieb endlich vor dem Fenster stehen, blickte starr vor sich hin und trommelte mit den Fingern gedankenlos auf die Scheibe. „Es ist Tollheit, ich weiß es ja,“ fuhr er fort, „alle werden sie darüber lachen, aber ich habe das Weib unsäglich lieb. Sie hat mich verzaubert, ich kann dieser Gewalt nicht widerstehen; ich kann mir nicht helfen . . . So lange habe ich widerstanden, meine ganze, schöne Jugend, — und jetzt, auf einmal packt es mich mit solcher Gewalt. Du kennst nicht das ungarische Blut, — ich werde sie heiraten!“

„Hat sie die Raution?“ fragte ich in meiner Naivität. Er wandte sich rasch nach mir um und sah mich erschreckt an.

„Die Raution?“ rieselte es tonlos über seine Lippen. Eine Sekunde lang schien er mit sich selbst zu kämpfen, dann warf er sich mir an den Hals und begann heftig bitterlich zu weinen.

„Bruder,“ schluchzte er, „ich bin des Todes! Ich bin nicht mehr meines Königs Rock wert, — nimm mir den Säbel ab.“

Ich suchte ihn zu beruhigen. Mir war vor diesem leidenschaftlichen Ausbrüche unheimlich geworden; ich bat, ich beschwor ihn, sich zu beruhigen. Er ließ jetzt los von mir, warf sich aufs Sofa, drückte sich ganz gebrochen und zerknirscht in eine Ecke, rang die Hände und rief in seinen Qualen: „Meine arme Mutter! Meine teure Mutter! Was wird sie sagen, was wird sie jammern über ihren Erstgeborenen? Oh, mein Oberst, mein Oberst, . . . und meine Husaren, . . . mein Gott!“

Wie mich das ergriff! Ich hätte mit ihm weinen mögen, — im Herzen verfluchte ich den unseligen Circus samt dem Weibe . . .

Vier Tage danach befahl uns der Oberst zu einem Offiziersrapport. Und im Rapport wurde verlesen, der Leutnant Paul von Virály habe eigenmächtig und heimlich das Regiment verlassen. Dieses, sein schimpfliches Verschwinden, sei mit dem plötzlichen Abgange einer Circusreiterin in Verbindung zu bringen. Wenn Leutnant Paul von Virály sich nicht binnen drei Tagen bei seinem Oberst meldet, wird er als fahnenflüchtig betrachtet und das Ehrengericht werde sich dann mit ihm zu befassen haben.

Und das Ehrengericht befaßte sich mit ihm und kam seiner Pflicht nach. Blutenden Herzens entkleideten ihn seine eigenen Kameraden der Leutnantswürde, richteten sie über einen Deserteur.

Es lastete auf allen, wie eine schwere, niederdrückende Hand, — es that uns bis in die Seele weh, denn wir hatten ihn alle gern, . . . so lieb! — — —

— Die Zeit heilt alle Wunden! Nach Monaten trüber Gedrücktheit sprach man nicht mehr von Paul; man suchte diesem peinlichen Thema auszuweichen.

Als schließlich die großen Manöver kamen, da hatte jeder mit sich selbst so viel zu thun, daß für alles andere kein Raum mehr war, — der Krieg im Frieden zog einen dicken Strich unter das vergangene, — in uns lebte nur mehr der Soldat.

In diese Zeit fiel auch meine Ernennung zum Leutnant. „Von Rechts wegen sollten Sie die dritte Eskadron bekommen,“ meinte der Oberst, „aber es wird Ihnen vielleicht wehe thun, „seine“ Husaren zu kommandieren, reichen sie ein Gesuch um Versetzung ein, ich werde es bestens befürworten.“

Es that mir wehe, von meinen mir so lieb gewordenen Kameraden zu scheiden und neue erst zu suchen, aber es schien mir in diesem Falle doch das Beste.

Die Versetzung wurde mir bewilligt, und ich kam zu den Eisner-Ulanen nach Galizien. Eine erkleckliche Anzahl von Jahren ist bereits dahingerauscht. Ich bin ein alter Rittmeister, der jeden Tag auf die Ernennung zum Major wartet; auch bin ich schon seit fünf Jahren verheiratet und Vater zweier reizender, lebhafter Töchter. Der Erstgeborene heißt Paul. Wenn ich Virály auch nicht vergessen konnte, die Zeit hat doch bedeutend gemildert, besänftigt, die wehen Spitzen und Kanten abgeschliffen.

Ich war mit meiner Frau auf Urlaub in Wien. Die Theater waren noch geschlossen, Kameraden und Bekannte hatten wir nicht, ich wußte, wahrhaftig nicht, was mit dem Abend beginnen, als mich meine Frau auf ein Inserat in der Zeitung aufmerksam machte, das in den bekannten selbstlobhüdelnden Phrasen uns viel Genuß in einem Circus draußen, „vor der Linie“ versprach.

„Wir wollen in Gottes Namen hinausfahren,“ ermunterte mich mein Schwager, bei dem wir wohnten, und der sonst als Universitätsprofessor schwerlich solche „Seitensprünge“ machte.

Der Circus, den wir gegen sieben Uhr Abends betraten, war ein einfacher, armseliger Zeltcircus, — ein Bretterbau mit Leinwandtuch. Wir hatten eine Loge genommen; da es noch ziemlich früh war, bot der Raum eine gähnende Leere, die um so unheimlicher wirkte, als das Gas noch nicht aufgedreht war und wir im Dämmerlicht saßen, während in den Winkeln und Logen tiefe Schatten geheimnisvoll woben. Hinter dem Vorhange, der diese armselige Manege abschließt, ist es noch ruhig; hie und da nur vernimmt man einen Ruf, das Knallen der Peitsche oder ein ängstliches Wiehern der Pferde. Sie und da wird dieser Vorhang von außen zusammengerafft, haushoch hinausgeschoben, und es erscheint in der Spalte ein Gesicht, dessen glühende Augen das Publikum mustern, ob es wohl schon an der Zeit zum Anfangen sei.

Mit Geduld erlebt man auch dies! Die wenigen Gasflammen werden höher geschraubt, die Manegevorhänge teilen sich und ein Troß von Stallmeistern wird sichtbar.

Das Inserat in der Zeitung und das Programm versprachen einen besonders ausgewählten Komiker-Abend. Thatsächlich bemühten sich mehrere Clowns das leichtempfindliche Vorstadt-Publikum in laute Heiterkeit zu versetzen; der meiste Anteil entfiel auf einen nicht mehr jungen „dummen August,“ der fast garnicht die Manege verließ, bei jeder Programmnummer seine Witz anzubringen versuchte, auf mich aber einen höchst trübseligen Eindruck machte. Ich beobachtete den armen Alten, der nur schlecht die Falten in seinem schmalen, mageren Gesicht verschminkt hatte, dessen rote Nase grell aus dem blassen, krankhaften Gesicht hervorleuchtete, und dessen Augen bald müde, so todmüde, bald vor innerer Aufregung ruhelos schienen. Ich beobachtete ihn und erkannte aus allen seinen Bewegungen und Mienen eine gewisse geistige Abgespanntheit, — Ekel vor diesem elenden Leben! Er begann mich zu interessieren, ich ließ ihn nicht aus den Augen; jetzt läuft er wie toll herum, fällt ungeschickt zu Boden, — das Publikum auf den billigen Plätzen jauchzt und jöhlt vor Vergnügen. Der arme August erhebt sich und lehnt sich apathisch, gleichgültig an einen Pfosten, daß ich sein Profil sehe . . . Ewiger Himmel, wo hatte ich denn meine Augen?! Eine Blutwelle raste mir zu Kopfe, ein Taumel erfaßte mich, daß ich umzuknicken drohte, ich mußte meine Augen schließen, — — dieser „August“ war niemand anders als Paul von Virály!

(Schluß folgt.)



Schwerer Entschluß. Nach dem Gemälde von Robert Warthmüller.

Photogr. Berl. v. Gustav Schauer, Berlin

1.

Jeder, der Spaniens Boden einmal betreten hat, wird bemerkt haben, daß allen seinen Städten, und selbst den industriereichsten, eine gewisse Romantik eigen. Wie leicht küßt eine Stadt Nordeuropas jeden Schimmer dieses Reizes ein, sobald einmal in ihr der Moloch Dampf seine Herrschaft angetreten, wenn das Dampfroß ächzend und pfeifend hindurchfährt, hunderte von Fabrikloten ihren pechschwarzen Atem in die Lüfte pusten, bei einbrechender Dunkelheit die elektrischen Lampen aufblitzen und die Nacht fast in den Tag verwandeln!

In den sonnigen Gefilden Spaniens jedoch überwölbt in seltener Pracht das dunkle Himmelsblau selbst die rauchige Fabrikstadt; dort dringt die südländische Flora sogar bis auf die Höfe der Arbeitsstätten. Auf den öffentlichen Plätzen rauschen und wispern die grünen Palmenwipfel, in den Gärten blühen Orangen- und Mandelbäume und erfüllen die Luft mit ihrem balsamischen Dufte. Die Natur mit ihren tausendfältigen Reizen wird hier nicht so leicht verdrängt durch den nimmer rastenden, nie zufriedenen Menschen.

Barcelona ist die erste Seestadt Spaniens; Hunderte von Schiffen, Dampfern und Seglern füllen den großen Hafen. Barken, Rähne und Dampfzucker schwirren wie Insekten um die dickleibigen, stolzen Dampferkolosse, um sie zu besichtigen oder zu erleichtern. Am Ufer dröhnt das Rollen der kleinen Lastkarren und das Rasseln der großen Frachtwagen. Die langen Lagerstuppen füllen sich mit Getreide, andere mit Baumwollbällen, Fässern und Kisten. Immer mehr schleppt man herzu und höher und höher wächst der Warenberg. Dazwischen tönt das Rufen und Schwazen der Lastträger, der Seeleute aller Nationen. Dort steht auf der Kommandobrücke eines Schiffes, das gerade dicht am Ufer anlegt, ein englischer Kapitän. Mit stoischer Ruhe sieht er zu, wie sich am Ufer die Lastträger zu seinem Dampfer herandrängen; er hört ohne eine Miene zu verziehen die herübergerufenen Angebote. — An einer anderen Stelle scharen sich Bürgerleute um die Landungsbrücke eines Ostindienfahrers mit indischen Matrosen. Dazwischen hummelt ein nachlässig gekleideter Neger umher mit dem zerkaute Cigarrenstummel in der Munddecke. Einige braune Marokkaner drängen mit Mühe durch die Menge, um zu ihren kleinen Segelschiffen zu gelangen, auf welchen sie Kokosnüsse, Pantoffel und hundert andere Dinge feilhalten. — In der Ferne heult die Dampfpeife eines mächtigen Dampfers; er bringt englische Steinkohle und wird neben fünf anderen Kohlenschiffen anlegen, über welchen bereits eine dicke, schwarze Kohlenstaubwolke schwebt, die das Entladen der Schiffe so belästigend macht. Nicht weit davon liegen mehrere italienische Segelschiffe, die dem einträglichen Holzkohlenhandel dienen.

Nur wenige Schritte entfernt von diesem Getümmel führt der Paseo Colon, eine prächtige Palmenallee, vorbei. Sie ist zu breit angelegt und spendet wenig Schatten. Nur vereinzelt sieht man Fußgänger mittags den Weg benutzen. Jenseits der Allee beginnt die Stadt mit ihren schneeweiß getünchten, flachgedachten Häusern.

Der Mittag ist nahe; die kühle Seebrise, die in den äußeren Straßen und Gassen der Stadt noch wohlthuend empfunden wird, dringt nicht bis in das enge Gassen- und Straßengewirre des Innern ein, und gar mancher biedere Bürger fährt in immer kürzeren Zwischenpausen mit dem Taschentuch über die Stirn und seufzt: welche Hitze! Ach mein Gott! — Und dann blickt sein dunkles Augenpaar gen Himmel, als ob er die Sonne beschwören wolle, mit ihrem heißen Segen etwas sparsamer zu sein.

Heute glühte in der That eine tropische Hitze, die Pferde- und Dampfbahnwagen waren überfüllt, denn zu Fuß zu gehen, war nicht Jedermanns Sache.

Soeben bog wieder ein Pferdebahnwagen von der Rambla in den Paseo Colon ein. Auf der hinteren Plattform stand ein breitschultriger Mann mit breitem Hute, der sein Gesicht reichlich bis zur Hälfte beschattete. Nachdenklich zwirbelte der gut gekleidete Herr seinen braunen Schnurrbart und zauste zuweilen den Kinnbart. Sein Blick schweifte über den Rasen, dann über die Allee, um gleich wieder in das Himmelsblau hinaufzublicken, an dem er sich nicht satt sehen zu können schien. Seine braunen Augen leuchteten beim Anblick dieser Sonnenscheinpracht, für ihn war diese südländische Natur ein Hochgenuß. Das konnte schließlich Niemand Wunder nehmen; denn Friedrich Guffe war Maler. Er gehörte zu den wenigen seines Standes, die, nachdem sie Jahre in Italien zugebracht, noch für ein anderes Land im Süden zu schwärmen vermögen.

In seiner Kunst war er gewissermaßen ein Sonderling. Was ihm nicht in geradezu genialer Weise gelang, fiel der Vernichtung anheim. Man sagte, von fünf Gemälden, die er anfange, vollende er vielleicht drei, die übrigen verschwänden aus dem Atelier —

wohin? — Der alte Atelierdiener pflegte auf diese Frage auf den gemauerten Küchenherd zu zeigen. — So war es. War ein Gemälde fast fertig, dann setzte sich Guffe eine Stunde lang vor die Staffelei, besah jeden Pinselstrich, prüfte die Perspektive des Bildes — mit einem Worte: er kritisierte seine eigene Schöpfung ohne Erbarmen, und wehe, wenn die vielleicht entdeckten Schwächen nicht mehr leicht zu beseitigen waren! Guffes Stolz wurzelte in dem Grundsatz, nur mit seinen besten Schöpfungen vor die Öffentlichkeit zu treten. Von Haus aus wohlhabend, konnte er dies genau durchführen. Zur Zeit befand er sich einigermassen in Verlegenheit; es fehlte ihm Stoff für ein neues Gemälde, er wußte nicht was er malen sollte. Das kam bei ihm häufig vor. Ebenso peinlich wie in der Ausführung der Gemälde war er auch in der Wahl seiner Motive.

Der Maler erwachte jetzt jäh aus seinen Träumen, der Wagen hatte angehalten. Einige Fahrgäste stiegen aus und auch Guffe sprang ab. Die Allee war hier zu Ende, sie mündete auf einen mittelgroßen Platz, die Plaza de Lopez.

Seine Zigarette von Neuem anzündend, schlenderte der Deutsche gemächlich nach der Straßenecke hinüber. Da fiel sein Blick auf das Eckhaus, eine prächtige Taberne. Sie war für besseres Publikum eingerichtet, der Schänktisch mit kostbarem Marmor bekleidet, und wie Gold blinkten die Wasserhähne. Eine Mosaiknachahmung zierte den Boden und hinter den hohen Flaschenständern bligten dem Beschauer Spiegelscheiben entgegen. Elegante Marmortische nebst bequemen Stühlen erhöhten noch den einladenden Eindruck des offenstehenden Lokals.

In der Absicht, irgend eine Erfrischung zu sich zu nehmen, betrat Guffe die Taberne und — stutzte. Der Tabernero (Kellner), ein junger Bursche von etwa achtzehn Jahren, der nachlässig gegen einen Pfeiler lehnte und ins Blaue starrte, schnellte empor.

„Sie befehlen?“

Keine Antwort. Guffe blickte den darob etwas verdutzten Jungen wie eine übernatürliche Erscheinung an, und erst als der Tabernero verwirrt errötete, schien der Maler sich wieder auf sich selbst zu besinnen.

„Geben Sie mir einen Absynth.“

„Mit Eis?“

„Nein, mein Sohn — ohne.“

Ob dieser Anrede zuckte es schalkhaft um die Mundwinkel des Burschen. Schnell setzte er das Gewünschte auf den Marmortisch, an dem sich Guffe niedergelassen hatte. Hierbei sah der Maler erst den Tabernero in seiner ganzen Gestalt, und wieder versank er in das Anstarren desselben, als habe er Visionen.

Und wohl einem jeden Maler oder Bildhauer wäre es so ergangen. Ein solches Modell würde der wohlhabende Guffe unbedingt sofort mit dem ungeheuerlichen Honorar von zwanzig Franken die Stunde bezahlt haben, wenn es gefordert worden wäre.

Nie zuvor hatte er Züge von so klassischer Reinheit gesehen, noch einen solchen Götterkopf. Es war dem Maler, als wandle da vor ihm eines jener antiken Meisterwerke, als habe sich der von einem Phidias geformte Marmor belebt. Die Kleidung des Tabernero war zwar nichts weniger als antik. Sie bestand aus einem hellblauseidenen Hemde — Jacke und Weste trug er nicht — dessen Brust mit hundertsfältigem Plissee geziert war und das, am Halse umgeschlagen, durch eine rotseidene Schnur lose zusammengehalten wurde. Die Enden der Seidenschnur endigten in kleinen Quasten. Oben schimmerte die schneeweiße Brust durch den Hemdspalt. Um die Hüften schloß sich fest, aber in schönem Faltenwurf die blauseidene Faja (Leibbinde), und von da ab bildeten die Kleidung eine Arbeitshohe aus einem gerippten, gelbgrau und olivgrün schimmernden Stoffe, Strümpfe und weiße Gantssandalen.

Guffe nahm einen Schluck des Absynths, den er jedoch vorher stark mit Wasser verdünnt hatte, mit gewissem Widerwillen, denn das Franzosengetränk schmeckte ihm nicht; er hatte es bestellt, um endlich etwas zu sagen und seiner Verlegenheit ein Ende zu machen. Nun betrachtete er weniger auffällig den jungen Mann. Was ihm am meisten auffiel und ihn vorhin in so maßloses Erstaunen versetzt hatte, war eine Ähnlichkeit, eine geradezu frappante Ähnlichkeit des Taberneros mit etwas Geesehenen. — Was — daran konnte sich Guffe absolut nicht erinnern. Gleich der junge Mann einem antiken Meisterwerke? — Nein, das war nicht denkbar. Aber irgendwo mußte er diesen Kopf, diese Züge schon gesehen haben. Vielleicht auf einem Gemälde? Guffe zerbrach sich den Kopf darüber, er gelangte zu keinem Ergebnis. Er blickte wiederholt nach dem Burschen hin, der sich mit dem Ordnen von Flaschen und Gefäßen beschäftigte.

Zunächst fielen dem Maler die dichten, wirr durcheinander geworfenen Locken auf. So trugen sie die antiken Griechen- und

Römerköpfe. Gerade, plastische Augenbrauen, die an der Nase nahe zusammentraten; braune Augen, deren Größe über das Mittelmaß ging, gerade griechische Nase — Susse dachte aufs Neue nach. Die unsterblichen Werke Michelangelo Buonarrotis und Rafael Sanzios schwebten an seinem geistigen Auge vorüber. Er schüttelte den Kopf; nein — keine Nehllichkeit damit. — Da war der feingeschnittene Mund und um ihn lagerte ein stiller, kaum merkbarer Zug von Traurigkeit — rundes, volles Kinn — hoch gewölbte Brust — Alles das musterte der kritische, geübte Künstlerblick. Der Maler sann nach — „Unsinn!“ murmelte er, „solche Nehllichkeiten giebt es nicht.“

Er trank sein Glas leer, ging zum Schänkisch und zahlte. „Und das für Sie,“ sagte er, indem er dem Burschen fünfzehn Centimos Trinkgeld gab.

Um des Taberneros Lippen spielte ein bitteres Lächeln:

„Gracias,“ sprach er, warf aber das Geld in die Geldlade.

„Ich sagte, das wäre für Sie.“

„Nawohl, aber — ich muß es zu dem übrigen legen, der Besitzer der Taberne steckt's in seine Tasche.“

„Weil Sie es nicht in die Ihre thun.“

„Ich werde mich hüten!“

„Das verstehe ich nicht.“

„Wir dürfen niemals Geld in unsern Taschen haben, wird solches bei uns gefunden, so nimmt man an, es sei gestohlen.“

„Sie scherzen wohl.“

„Bin weit davon entfernt, mein Herr. Unter allen Taberneros herrscht hier die Sitte. Unser Geld verwahrt der Prinzipal; haben wir Ausgang, dann giebt er uns, so viel wir wollen oder bei ihm stehen haben, und hernach geben wir das nicht ausgegebene wieder ab. Sonst könnte der Prinzipal ja gar nicht wissen, ob wir ihn bestehlen,“ sagte er ironisch.

„Das finde ich unerhört.“

„Was wollen Sie dagegen machen, mein Herr?“ versetzte der junge Mann achselzuckend.

„Rauchen Sie?“

„Ja, Herr.“

„Dann nehmen Sie diese Habanna.“

„O, so viel verdiene ich nicht,“ wehrte der Bescheidene ab.

„Machen Sie keine Einwendungen und nehmen Sie.“

„Gut, dafür werden Sie die Güte haben, jenen Moskatal zu probieren.“

Und trotz Sträubens mußte Susse abermals Platz nehmen und ein Glas jenes köstlichen Weines nehmen. — „Den zu kredenzen habe ich das Recht,“ sagte der Bursche, „denn er ist für meinen Vater bestimmt.“

Der Maler lächelte und zog ein kleines Blatt Papier aus der Tasche, welches er vor sich auf den Tisch legte. Der Besitzer der Taberne trat ein, gab dem Tabernero einige Weisungen und ging dann wieder. Gäste kamen und verlangten Erfrischungen, und das Gespräch zwischen Susse und dem Burschen nahm ein Ende. Der Maler zeichnete — er wußte selbst nicht weshalb — den Kopf des ihn so sehr interessierenden jungen Mannes ab, und als er die Skizze vollendet, schrieb er mechanisch die deutschen Worte darunter: Wer bist Du?

Bestreut erhob er sich, grüßte den freigebigen Tabernero und ging. Noch war er aber keine zwanzig Schritt weiter gegangen,

da erinnerte er sich, daß er die kleine Zeichnung liegen gelassen hatte. Schnell kehrte er um und traf den Angestellten beim Abräumen des Tisches. Der Tabernero hielt die Zeichnung in der Hand und blickte verwundert auf sein meisterhaft getreues Porträt.

„Pardon, ich vergaß dies,“ sagte Susse und barg das Papier in seiner Brusttasche. „Auf Wiedersehen!“ Und fort war er.

„Seltsamer Kauz!“ murmelte der Tabernero.

Der Maler zog die Uhr, sie zeigte zwölf ein viertel. Das war für ihn noch zu früh zum Mittagessen; er pflegte nie vor zwei Uhr nachmittags zu speisen.

So schlenderte er planlos weiter und stand eine Viertelstunde darauf vor dem Museum. Er trat ein. Eine angenehme Kühle umfloß ihn. Was er da an Kunstwerken sah, war ihm fast alles schon längst bekannt. Er frug einen der Aufseher, was es Neues gäbe. Der Beamte zählte ihm einige Gemälde auf und eine Sammlung Heliogravüren von neu aufgefundenen Altentimern. Letztere interessierten Susse weit weniger als die Gemälde: aber nicht etwa, weil er Maler war, sondern weil er die Abbildungen und Altentimer in seinen Kunstzeitungen früher zu Gesicht bekam als im Museum.

Susse vertiefte sich in den Anblick der neuen Delbilder. Der Maler räusperte die Nase und ging bald vorüber. — „Los Moros“ — „Die Mohren“ betitelte sich ein anderes Gemälde. Es stellte eines der vielen Scharmügel um Mexilla dar; eine Schar stiehender Riffabhulen wird von der spanischen Artillerie beschossen. — Plagende Granaten, Pulberdampf und viel Staub, das war die starke Seite dieser Schöpfung. — „Wenn's dem da nachginge,“ murmelte Susse, „könnte man gar nicht genug Pulver fabrizieren. Was er auf einen einzigen Quadratmeter Leinwand verschießen läßt, genügt ja, um die ganze Barcelonae Altstadt mit ihren dreimal hunderttausend Einwohnern in den Mond hinaufzusprengen.“

„Was murmeltst Du da, mein lieber Friedrich?“ frug eine Stimme neben dem Maler.

„Wo kommst denn Du her, Moselblümchen? Ich wähnte Dich noch in Madrid.“

„O Madrid!“

Moselblümchen fuhr mit den Armen in der Luft herum und schlug die Augen gen Himmel auf.

„Na, thu doch nicht gar so schrecklich! Die Leute halten Dich ja sonst für einen Verzückten mit Deinem Augenaufschlag.“

„Nach Madrid geh' ich nie mehr. Ich habe mich tödlich gelangweilt.“

„Du scherzest.“

„Nein; ich glaubte, in der Hauptstadt erst sei alles echt spanisch, originell und —“

„Du fandest eine moderne Großstadt, eine Residenz.“

„So ist's!“

„Ich prophezeite Dir das im voraus. Nun, wirst Du Deine Villa nicht verkaufen?“

„Nein, und heute noch schwenne ich all den Aerger mit dem goldenen Nebensaft aus deutscher Heimat hinunter.“

„Ja, wie immer. Drum haben wir Dich auch Moselblümchen geheißt.“

Susse lächelte spöttisch.

„Du bist kein Deutscher mehr, sonst würdest Du nicht solche Abneigung gegen das köstliche Getränk haben.“ (Fortsetzung folgt.)

❖ Allerlei. ❖

Etwas vom Stiefelputzen. Wohl noch jeder Besucher Italiens ist zunächst überrascht und entrümpelt gewesen, wenn er friedlich vor einem italienischen Café sitzend, plötzlich überfallen wurde von einer Schar von Stiefelputzern. Vorwurfsvoll weisen sie auf einen nur etwas bestaubten Stiefel und bieten ihre Dienste an. Hat man einen abgewiesen, so hindert das nicht, daß noch zwölf andere nacheinander mit dem gleichen Begehr erscheinen. Und nun erst in Griechenland! Wahre Horden von zerlumpten, halbwüchsigen Burschen machen morgens, mittags und abends alle belebten Straßen, Plätze und Cafés von Athen unsicher; denn der richtige Grieche läßt sich drei- bis sechsmal täglich die Stiefel putzen, was bei den staubigen, meist ungepflasterten Straßen Athens auch nichts schaden kann. Diese Burschen sind meist eingewandert aus Kreta, auch viele Perfer sind darunter, und der athenische Verein „Parnassos“ erwirbt sich seit Jahren ein hohes Verdienst um die Hebung ihres geistigen Niveaus durch die Einrichtung von Abendkursen für diese „Lustri“. Eingewandert sind die Stiefelputzer auch in Frankreich, und dort hat ihr Gewerbe, das mitunter höchst einträglich ist, jüngst einen Geschichtsschreiber gefunden in dem Marchese Paolucci de Calboli. Er weiß nach, daß das Putzen auf der Straße aus Piemont nach Frankreich eingeführt worden ist. Bis zum 18. Jahrhundert putzte man in Frankreich wie anderwärts die Stiefel im Hause, aber zur Zeit der französischen Revolution kamen Piemontesen nach Paris und putzten auf der Straße die Stiefel mit Ofenputz. Eine Verfeinerung der Wische wurde in England erfunden durch Beimischung von Fett, wie denn die Glanzwische noch heute in Frankreich cirage anglaise heißt. Als 1860 Savonen an Frankreich fiel, wanderten die Savohardenknaben massenhaft als Stiefelputzer nach Paris, und heute wird die Zahl der Putzer auf den Straßen auf 2180 geschätzt.

Ein gefährlicher Wettbewerb droht ihrem Gewerbe neuerdings von dem „Autocireur“, einer Stiefelputzmaschine. So werden auch die Stiefelputzer zum Auswandern gedrängt und sind bereits zu Tausenden in den Vereinigten Staaten, Kanada, Argentinien und Brasilien eingetroffen. Ihr Dorado aber ist Newyork, wo sie mit einem ordentlichen Wicksfuß bis zu 2 Dollar täglich verdienen. Daß der Beruf dort wirklich einträglich ist, bewies der „Newyork Herald“ kürzlich in einem Artikel, der Bildnis und Lebenslauf von sieben Stiefelputzern brachte, die heute bekannte Millionäre sind. Einer von ihnen ist der Italiener Antonio d'Alte, der das bekannte Rennpferd „Rasturtium“ jüngst für 50 000 Dollar verkaufte, nachdem er 300 000 Lire damit verdient hatte. Er kam 1884 ohne einen Pfennig nach Newyork als „Lustro“.

❖ Unsere Bilder. ❖

Schwerer Entschluß. Endlich war es heraus. Der junge Offizier hatte der Angebeteten seine Liebe gestanden und ihre Blauaugen hatten ihn dabei so lieb und ermunternd angeschaut, daß er bald die Gewißheit ihrer Gegenliebe zu haben glaubte. Aber nun kam der Kardinalpunkt. Der Freier erzählte, daß die Gnade des Königs ihm den Gesandtenposten an einem ausländischen Hofe zugebracht habe, den er in der stillen Hoffnung angenommen, daß die Erwählte ihn als sein Weib dahin begleiten würde. Da ward die kleine Braut doch ernst. Die liebe Vaterstadt, Eltern und Geschwister verlassen zu müssen, dächte ihr doch gar so bitter. Denn wer wußte, ob und wann es ein Wiedersehen gab? In die ferne Stadt ziehen, die zu erreichen Wagen und Post Wochen brauchten — es ist ein schwerer Entschluß. Aber die Liebe der so zärtlich Umworbenen bleibt Siegerin. Sie wird dem Manne ihrer Wahl folgen, dessen Liebe sie für alles reich entschädigen wird.

☛ Gemeinnütziges. ☛

Mittel gegen Verbrennung. Als erstes, welches zur Hand ist, empfehlen sich kalte Umschläge oder Eintauchen, wenn es möglich ist für den verbrannten Körperteil, in kaltes Wasser, weiter hat dann gute Wirkung Auflegen der geriebenen Masse roher Kartoffeln oder zerquetschter fauler Äpfel, wenn sie vorhanden sind. Als ein anderes wirksames Mittel wird empfohlen Bierhefe mit Essig vermischt auflegen, ebenso Leinöl einzureiben, oder die Anwendung einer Salbe, hergestellt aus Baum- oder Mohnöl mit Eiweiß. Das beste Mittel aber ist ein antiseptisches Streupulver, Orthoformpulver, das in jeder Apotheke erhältlich. Man streut dasselbe dick auf die Brandwunde und bindet darüber Verbandwatte. Dies ist die einfachste und sicherste Maßnahme, weil schmerzstillend und ohne Eiterung heilend, wenn sofort angewendet.

Goldene Ketten in zwei Minuten zu reinigen. Man thue die Kette in eine kleine Flasche mit warmem Wasser, setze etwas geschabte Seife dazu und schüttle die Flasche eine Minute lang tüchtig. Dann nimmt man die Kette heraus, wäscht sie in reinem Wasser und trocknet sie ab.

Um Fensterscheiben zu mattieren hat man mehrere Mittel, von welchen jedoch bei schon eingeglasten Scheiben nur das nachfolgende wirklich zweckmäßig ist. Bienenwachs wird in Terpentinöl aufgelöst und der Lösung etwas Sikkatif und Lack zugefugt, damit es rascher trockne und hart werde. Mit dieser Mischung streicht man die Fensterscheiben auf der Außenseite und tupft recht egal mit Wattebäuschchen. Mit Lasurfarben, z. B. Pariserblau, Krapplack usw. kann man das Wachs etwas färben, wenn es gewünscht wird; notwendig ist es nicht, im Gegenteil wirkt die einfache Wachsmattierung feiner.

Goldrinne zum Zeichnen der Wäsche in Gold. Man löst feines Zinn in Salzsäure auf, andererseits löst man auch Gold in Königswasser auf. Nachdem man diese beiden Präparate erhalten hat, färbt man denjenigen Teil der Leinwand, auf welchen man schreiben will, mit der Zinnchlorür und schreibt dann mit der Goldauflösung darauf. Die ausgeführte Schrift kommt bald mit der schönen Purpurfarbe zum Vorschein.

Ritt für Risse in eisernen Defen. Holzasche wird fein gesiebt, mit Kochsalz vermischt, dieses unter Zugießen von Wasser zu einem Teig gerührt und dem Ganzen ein wenig Lehm zugefügt.

Mittel, um versalzene Speisen genießbar zu machen. Ueber das Gefäß mit der versalzene Speise spannt und bindet man ein reines, trockenes leinenes Tuch, bedeckt dasselbe ganz und gar mit einer dicken Schicht Kochsalz und läßt die versalzene Speise ruhig weiter kochen. Wenn man nach einiger Zeit von derselben kostet, wird das Versalzen kaum noch zu spüren sein.

Gummiringe, wie man sie an Fruchtweingläsern gebraucht, werden häufig hart und brüchig. Man kann sie aber wieder weich machen, wenn man sie in Ammoniakwasser (1 Teil Ammoniak zu 2 Teilen Wasser) legt. Manchmal brauchen die Ringe in diesem Bade nicht länger als fünf Minuten zu bleiben. Meistens ist aber eine halbe Stunde nötig, um ihnen wieder die alte Elastizität zu verleihen.

Gekrebt.

A.: „... Nehmen Sie das Wort Lump zurück!“

B.: „Ich nehme nie etwas zurück!“

A.: „Ah, Pardon — das konnte ich nicht wissen!“

Verplappert.

Tante: „Also Du hast jetzt einen Klavierlehrer — wie weit seit Ihr denn schon?“

Backfisch: „Still! Mama ahnt ja noch nichts davon!“

Kathederweisheit.

Professor: „Angenommen, meine Herren, Sie erklärten, das Sie meine Ansichten teilen, dann wären unsere Ansichten nicht geteilt, wenn sie aber meine Ansichten nicht teilen, dann wären die Ansichten geteilt!“

Bartes Urteil.

A.: „Sie waren ja gestern mit dem Herrn Doktor auf der Hasenjagd!“

B.: „Ja.“

A.: „Nun, wie schießt er mit seinem neuen Gewehr?“

B.: „Wie immer — sehr hasenfreundlich!“

☛ Lustiges. ☛

Die Erklärung.

A.: „Nein, lieber Freund, wir machen keine Geschäfte mehr mitsammen!“

B.: „Na, warum denn nicht?“

A.: „Ganz einfach; wenn Sie kaufen, drücken Sie mich un- wenn Sie nachher bezahlen sollen, drücken Sie sich!“

Vorschnelle Diagnose.

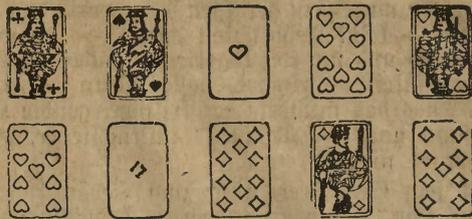


Arzt: „Ich finde hier in der Herzgegend eine bedenkliche Anschwellung, die unbedingt entfernt werden muß!“

Patient (Privatier): „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, das ist meine Brieftasche, und muß ich bitten, diese nicht ganz und gar entfernen zu wollen!“

☛ Nachtsch. ☛

1. Skatenaufgabe.



Vorhand hat lange kein Spiel gemacht und will nun auf jeden Fall spielen. Sie hält, ohne die Karten anzusehen, das von Mittelhand gebotene Pik-Solo, wie das von Hinterhand erklärte Kreuz-Solo. Mit obigen Karten sagt nun Vorhand als billigstes Spiel Null-ouvert an, spielt Kreuz-König aus und gewinnt. Beim Ausspielen jeder anderen Karte würde das Spiel verloren gegangen sein. Im Skat liegen Coeur- und Karo-Sieben. Wie saßen und wie fielen die Karten?

2. Rätsel.

Das erste Wort auf fernen Meeren
Als Ungetüm die Flut durchschwimmt;
Das zweite läßt als Ton sich hören,
Der seinen Flug durch Rüste nimmt. —
Der Väter gläubige Augen sahen
Das Ganze hell in Himmelsböhnen;
Nur Helden durften sich ihm nahen
Zu einem selgen Auserstehn.

3. Verwandlungsrätsel.

Erdbeere, Galizien, Berengar, Sorbonne, Laristan, Trillion, Breisgau, Planeten.

Durch Ueänderung je zweier Buchstaben und Umstellung der übrigen ist aus jedem der obigen Wörter ein neues Wort zu bilden. Die neuen Wörter sollen bezeichnen: 1. einen Monat, 2. einen dienstunfähigen Soldaten, 3. eine Feste im Lande der alten Sachsen, 4. eine religiöse Sekte in Nord-Amerika, 5. eine Stadt in Montenegro, 6. einen Staat der vereinigten Staaten in Nord-Amerika, 7. einen Hafen von Hinter-Indien, 8. eine Linie am Kreise. — Die Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, nennen nach richtiger Lösung ein bekanntes Musikdrama.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

Mit des Winters weißen Rosen
Zauberisch bekränzt das Haar,
Schwebst du auf die blütenlosen
Fluren nieder, neues Jahr!
2. Geldern, Algarve, Keiner, Zriich, Glasgow, Keister, Strien, Amiens,
Nectar, Diegon. — Garigliano.
3. Hamster, Hamlet, Sterlet.

Was du bringst ist noch verborgen,
Ob es Glück sei oder Leid:
Über deinen ersten Morgen
Grüßen wir mit Freudigkeit.

Gekrebt.

A.: „... Nehmen Sie das Wort Lump zurück!“

B.: „Ich nehme nie etwas zurück!“

A.: „Ah, Pardon — das konnte ich nicht wissen!“

Verplappert.

Tante: „Also Du hast jetzt einen Klavierlehrer — wie weit seit Ihr denn schon?“

Backfisch: „Still! Mama ahnt ja noch nichts davon!“

Kathederweisheit.

Professor: „Angenommen, meine Herren, Sie erklärten, das Sie meine Ansichten teilen, dann wären unsere Ansichten nicht geteilt, wenn sie aber meine Ansichten nicht teilen, dann wären die Ansichten geteilt!“

Bartes Urteil.

A.: „Sie waren ja gestern mit dem Herrn Doktor auf der Hasenjagd!“

B.: „Ja.“

A.: „Nun, wie schießt er mit seinem neuen Gewehr?“

B.: „Wie immer — sehr hasenfreundlich!“

Begründet.

A.: „Und Du bemerkst gar nicht die Mängel, die Deiner Braut anhaften?“

B.: „Kein, ich sehe nur die 150 000 Mark Mitgift.“

A.: „Also die Liebe macht auch Dich blind!“

Vom Kasernenhof.

Unteroffizier: „Schmudiche, Sie dumme Kerl, jetzt bekommen Sie sogar noch eine Glaze: damit setzen Sie Ihrer Dummheit wahrhaftig die Krone auf!“

Deutlich.

Wirt: „Mein Wein scheint Ihnen nicht zu munden. War vielleicht die Flasche nicht luftdicht verschlossen?“

Gast: „Das schon, aber nicht wasserdicht.“

Strotzlos.

Vater: „Wie traurig doch das Rhinoceros dreinschau, wahrscheinlich hats noch nichts zu freissen bekommen.“

Der fünfjährige Otto: „D nein, Papa, es muß ja traurig sein, wenn man weiß, daß man ein Rhinoceros ist.“